

Adolf Baumgartner. 1855-1930

Autor(en): Emil Dürr
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1932

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/75720aa8-4fca-4d36-aad6-a38fef279b33>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Adolf Baumgartner.

1855—1930.

Von Emil Dürr.

I.

Am 16. Dezember 1930 hat eine heftige, rasch verlaufende Krankheit den Professor für Geschichte an unserer Universität, Adolf Baumgartner, dahingerafft. Von seinem fast plötzlichen Hinscheid mochten alle die überrascht sein, die ihm etwa in den letzten Wochen begegnet waren. Trotz seiner fünfundsiebzig Jahre schien er noch rüstig und fühlte sich selbst so; bis zuletzt ging er aufrechten Ganges durch die Stadt, frisch und gesund. Gesicht und Haltung — als ob ihn die ganze Welt nicht berühre! — schienen sich seit Jahrzehnten gleichgeblieben zu sein; seine Züge hatten ihre Schärfe, ja eine gewisse Härte behalten, waren immer noch straff und geistig energisch. Sein Kopf und dessen Ausdruck gemahnten an alte Römer, an Imperatorenköpfe, gleichsam als wollte dessen Träger seine starke Verbundenheit mit der geschichtlichen und kulturellen Welt der Antike zur Schau tragen.

Baumgartners Leben wurzelte nach der Vergangenheit seines Geschlechtes und nach seinem ganzen geistigen Wesen in der weiten oberrheinischen Landschaft um Basel. Von väterlicher und mütterlicher Seite stammte er aus dem Elsaß, und seine unmittelbaren Vorfahren haben im Gefolge der Textilindustrie in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts nach Lörrach hinüber gewechselt, wo sie Gründer und Leiter einer hochangesehenen Baumwoll-

druckerei — Peter Röchlin Söhne — wurden. Beide Eltern stammten aus alten Mülhauser Geschlechtern.

Sein Vater, Jakob Baumgartner, (1815—1890) war als Teilhaber zugleich auch der Chemiker der Fabrik, eine stille, zur Schweigsamkeit neigende, zurückgezogene Natur, die als verschlossen erscheinen mochte, von ernstem Wohlwollen gegenüber den Seinen erfüllt, vor Welt und Menschen von gerader, aufrechter Gesinnung. Neben seinem technischen Berufe gab er sich stark mit hebräischen Studien ab. Vom Vater mochte der Sohn die philologische Neigung geerbt haben, andererseits aber doch auch das große Verständnis, ja die Leidenschaft für Technik und Naturwissenschaften.

Seine Mutter, Marie Röchlin (1831—1897), war eine gebildete, sehr belesene, geistreiche Frau, von weltoffener und eigenwilliger Art; stark verbunden mit französischer Literatur und Kultur — einen Teil ihrer Erziehung hatte sie in Rouen genossen — stand sie in persönlicher Beziehung zu hervorragenden französischen Romanciers wie Pierre Loti. So war sie, die Elsäfferin, auch eine echte Protestlerin geblieben. Ihr Mann aber hat für Deutschland optiert, weil er fand, er sei dies dem Lande schuldig, wo er sein Brot verdiene. An dieser Mutter hing der Sohn mit zärtlicher und verehrender Liebe, und sie selbst förderte und verwöhnte ihn auf alle Weise. Ihre helle, gescheite und souveräne Art mochte stark auf das formale Wesen Adolf Baumgartners eingewirkt haben; wohl hat diesen die im Grunde so scheue und weiche Natur des Vaters stark mitbestimmt; aber nach außen verbarg er diese zarte, empfindliche Mitgift mit allen Mitteln, mit Troß, Ironie, Sarkasmus, ja gelegentlichem Zynismus. So bestanden denn in Baumgartners Innern starke Wesensspannungen, die seine Jugend- und Mannesjahre nicht immer einfach gestaltete und auch Näherstehenden die Einsicht in seine Natur erschwert haben.

Adolf Baumgartner war am 15. Juni 1855 zu Lörrach geboren worden, als zweites und letztes Kind seiner Eltern. Er wuchs an der naturnahen Grenze des damals noch so heimeligen Städtchens auf. Seine so tief wurzelnde leidenschaftliche Liebe zur freien Landschaft ruhte im Wiesental, in der Markgrafschaft, in der Welt Johann Peter Hebels, der ihm so vertraut und eigen war. Diese Neigung ergab sich auch dem Schwarzwald, den er bis tief hinein kannte wie wenige. Sein ausgeprägtes Natur- und Landschaftsgefühl hat später nur die eine wesentliche Erweiterung erfahren: der Jura ist ihm zu einer zweiten, immer wieder aufgesuchten Heimat geworden. Er kannte im Umkreis von wohl zehn Wegstunden so viele schöne Wälder und Bäume, interessante Standorte von Pflanzen, Tieren und Gesteinen, alle charakteristischen Landschaften und Fernsichten; immer wieder lehrte er auf zahllosen Spaziergängen zu diesem landschaftlichen Reichtum und dessen Offenbarungen zurück. Und so ist es denn auch kein Zufall, daß er in der besten Zeit seines Lebens sich die Höhe von Tüllingen, oberhalb Lörrach, als Landsitz gewählt hat.

II.

Sorgfältig vorgebildet durch häuslichen Unterricht, den er durch seine Mutter empfang, hat er zunächst das damals noch unvollständige Gymnasium in Lörrach besucht; dann ist er in die oberste Klasse des humanistischen Gymnasiums zu Basel übergetreten und hat sich, einer der ausgezeichneten Schüler, am anschließenden Paedagogium — drei Klassen — zu Ostern 1874 die Maturität geholt. Von Anfang an und aus eigenem Trieb zum Beobachten angelegt, vom Vater mittelbar und unmittelbar zu den Dingen der Natur und Technik geführt, mit einem zuverlässigen, ja erstaunlichen Gedächtnis beschenkt, hatte er ursprünglich die Absicht gehegt, Mediziner zu

werden. Aber von diesen Plänen hat ihn seit 1872 der Verkehr mit Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche, seinen Lehrern am Paedagogium, abgelenkt. Die Fühlungnahme mit der geistig-humanistischen Welt Basels wurde denn auch für seine Berufswahl entscheidend. Er immatrikulierte sich im Frühjahr 1874 an der philosophischen Fakultät der Basler Universität, um Geschichte und klassische Philologie zu studieren.

Sein Studium gestaltete sich zunächst recht unregelmäßig. Nach dem Basler Sommersemester hat er die Zeit vom Herbst 1874 bis zum Herbst 1875 in Bonn verbracht, um seiner Militärpflicht zu genügen; daneben hat er, offenbar ohne irgendwie nachhaltige Eindrücke davon zu tragen, an der Bonner Universität studiert. Die Zeit vom Herbst 1875 bis zum Herbst 1877 hat er wiederum in Basel verbracht; er mußte aber die beiden Sommersemester 1876 und 1877 erneut dem Militärdienst, und zwar nun in Danzig opfern. Erst im Winter 1877/1878 konnte er das mehrfach unterbrochene Studium voll aufnehmen.

Er hat in Bonn bei den blauen Husaren — den preussischen Königsfusaren — als Einjährig-Freiwilliger gedient, in einem feudalen Verband, besaß doch seine Schwadron als ausbildenden Offizier einen Prinzen von Löwenstein und das Regiment als obersten Chef den regierenden Fürsten von Reuß. Anfänglich setzte ihm, dem an volle Freiheit Gewohnten, der militärische Dienst schwer zu, bedrohte auch vorübergehend seine früher gar nicht starke Gesundheit. Aber allmählich gewann das neue Leben überredenden Reiz, und Baumgartner scheint sich eine Zeitlang recht rückhaltlos dem Stil eines Bonner Husaren ergeben zu haben; „ein schrecklicher Stutzer“, scherzt damals Nietzsche über ihn. Hinwiederum hat der militärische Betrieb ihn fast zur Verzweiflung gebracht, und er hat schwere, desperate Wochen durchgemacht, sodaß der Besuch seiner Mutter in Bonn nötig wurde, um ihn aufzurichten und zu trösten.

„Die Art, wie sie es getan hat, wie sie es erzählt“, schreibt Nießsche, „ist wie Sonnenschein. Es ist eine ganz gute Seele.“ Baumgartner hat damals seinem Temperament wohl mächtig die Zügel schießen lassen; vor allem muß er das Reiten bis zur Tollheit betrieben haben; er ist unter zwei Malen sehr gefährlich gestürzt, wobei er schließlich wohl noch davon kam, aber sofort sein geliebtes Pferd erschießen mußte. Im Herbst 1875 kehrte er nach Basel zurück, „mannigfaltig zurechtgewiesen und belehrt“, wie Nießsche ihn damals charakterisiert. Nachdem er noch im I. Leibhusarenregiment zu Danzig (Totenkopfsfusaren) während zweimal acht Sommerwochen, 1876 und 1877, seine Reservendienstpflicht erfüllt hatte, quittierte er den Militärdienst. Den Grad eines Reserveoffiziers hat er aus nicht ganz durchsichtigen Gründen nicht erworben. Etwas Soldatisches aber besaß seine Haltung bis in seine letzten Tage hinein.

In der dreimal unterbrochenen Basler Studienzeit ist er vor allem unter der Einwirkung von Jacob Burckhardt und Friedrich Nießsche gestanden; er hat aber auch bei Franz Overbeck, dem verwegen selbständigen Theologen, beim Germanisten Moriz Heyne, ja bei Ludwig Rütimyer, dem genialen Naturforscher, studiert, auch Vorlesungen beim Nationalökonom von Miaszkowski gehört und Philosophie mit dem Privatdozenten Heinrich Romundt, dem Freunde Nießsches, getrieben.

Baumgartner hat zweifellos in starkem Maße den Einfluß Burckhardts erfahren; er ist von ihm aber weit weniger nach der kulturhistorischen als nach der universalhistorischen Seite hin erfaßt worden. Burckhardt mag — er hat zu Beginn der Siebziger Jahre begonnen, über griechische Kulturgeschichte zu lesen — sein Teil unbewußt mitgetragen haben, daß sein Hörer sein Leben lang von den Griechen nicht mehr losgekommen ist. Baumgartner hat bei ihm wohl auch seine ausgesprochene Vorliebe für die Originalquellen geholt; er sollte einst mit dem Lehrer

jene gewisse, aus geistiger Selbständigkeit und aus Unabhängigkeitsbedürfnis geborene Abneigung gegen die wissenschaftliche Literatur teilen und mit ihm im unbeirrbaren Willen einiggehen, die historische Erkenntnis durchwegs aus erster Hand zu schöpfen. Hingegen hat wohl sein schließlicher Verzicht auf die Teilnahme an der wissenschaftlichen Problematik in der Form der üblichen publizistischen Aussprache andere Gründe als bei Burckhardt. Ihn als dessen eigentlichen Schüler zu bezeichnen, geht nicht an, und er hat sich offensichtlich auch niemals zu einer förmlichen Schülerschaft bekannt. Er konnte ja auch nicht im entscheidenden Sinn burckhardtsch ergriffen werden; der aesthetische Trieb war in ihm viel zu schwach, die idealistische Geistigkeit Burckhardts stand in zu starkem Gegensatz zu Baumgartners Realismus und Positivismus, und wenn beide in ihrer historiographischen Einstellung sehr unzeitgemäß waren und beider Geschichts- und Lebensauffassung einen starken pessimistischen Einschlag aufweist, so war dieser aus dem gesonderten Individual- und Zeiterlebnis des Ältern und des Jüngern geschlossen.

Im übrigen stand in jenen ersten Jahren die Sache so, daß sich Baumgartner vor allem zu Nießche bekannte, und daß ihn dieser Lehrer als Schüler beanspruchte. Denn unter Nießches Einfluß hat sich ganz offenbar das Schwergewicht seiner Studien zunächst auf die klassische Philologie verlegt.

Baumgartner, seit 1873 Schüler Nießches am Paedagogium, hat den jungen Lehrer und Gelehrten nicht nur verehrt, er hat sich ihm seit dem Beginn des Winters 1873/1874 für allerlei Arbeiten zur Verfügung gestellt. Jeden Mittwoch Nachmittag hielt er sich beim augenschwachen Nießche auf, zum Diktat, zum Vorlesen, zum Briefeschreiben und zum Kopieren. Und der Lehrer betrachtete und bewertete ihn als „sympathischen, talentvollen Schüler“, als rechten Gewinn für sich, und, „wie ich verspreche, einstmals für alle“.

Als Student hat Baumgartner seinen Lehrer und Heinrich Romundt im Herbst 1874 auf den Rigi begleitet; er durfte ihm sein Bildnis schenken, und als er bald nach Bonn abreiste, konnte ihn Nietzsche gegenüber einem Freunde schon als seinen „Erzschüler“ hinstellen. Nietzsche war es auch, der Baumgartner auf Stirners Werk „der Einzige und sein Eigentum“ aufmerksam machte. Der Student hat Nietzsche seine Notizen über Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte“ ausgearbeitet, „mit seinem Blick für Burckhardt und mit großem imitatorischem Geschick.“ Nietzsches Hoffnungen waren mehr als gelehrter Art: „In ihm habe ich, wie ich hoffe“, schrieb er an Malwida von Meyßenbug, „einen der Unsrigen herangezogen. Sie glauben nicht, wie gute Hoffnungen ich habe“ (7. Februar 1875). Wie groß und bestimmend der Einfluß Nietzsches auf den jungen Baumgartner gewesen ist, unendlich weniger in ideeller Hinsicht als auf seine Arbeitsrichtung und sein wissenschaftliches Ethos, das hat dieser in einem Briefe an Jacob Burckhardt gestanden (17. Februar 1878), indem er von jenem seinem Lehrer das Wort prägt: „Er hat zuerst in mir das große Rad umgedreht.“

Wenn sich in der Folge die Wege von Schüler und Lehrer getrennt haben, so ist dies nicht nur im äußerlichen Sinne zu verstehen. Nietzsche hat allerdings Basel 1879 endgültig und vor der Rückkehr Baumgartners verlassen. Aber dieser hätte — wie dies nachhaltig geschah durch seine eigene Mutter und durch andere Basler Freunde des Scheidenden — mit ihm im brieflich-geistigen Verkehr bleiben, sich zur engern und — wie kleinen! — Gemeinde Nietzsches schlagen können. Aber philosophieren war schließlich Baumgartners Art nicht; das seinem Lehrer eigentümliche ethische und aesthetische Pathos schlug bei ihm nicht an. Nietzsches unmittelbarem Einfluß entrückt, unterwarf er sich gemäß seiner positiven Art vorerst einer etwas andersgearteten, ebenso strengen philologischen und

dann ausschließlich einer historischen Schulung. Aber der Anlaß zum Abfall liegt schließlich nicht in einer Methode. Er fand aus persönlichen Gründen statt und trat ein im Gefolge einer geistigen Wendung von Nietzsche selbst, damals, als er seine „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ hinter sich ließ und in seinem „Menschliches, Allzumenschliches“ eine neue geistige Kriegserklärung vollzog. In einem Brief an Jacob Burckhardt (15. Juni 1878) setzt der vermeintliche „Erzschüler“ sich mit dem Buch und dessen Verfasser auseinander: „Ich habe das neue Buch . . . mit den besten Erwartungen ernsthaft durchgelesen und mich erstaunt über die Möglichkeit so verkehrter Reden. Er bildet sich lebhaftig ein, er werde mit ein paar mathematischen und chemischen Analogien wirkliche Formeln aufstellen können für das menschliche Herz, und meint, er rücke der Wahrheit ganz besonders nahe, wenn er seine besten Empfindungen zertrampelt und als Reminiszenzen aus irgend einer fabelhaften Tierzeit ausgibt. Wenn er dabei nur auch noch konsequent wäre; aber das ist er nicht einmal; denn wenn überhaupt Instinkte nicht sollen zugelassen werden, dann ist sein ganzes Streben nach Wahrheit und sein ganzes reines Denken, auf das er sich so gerne beruft, und sein ganzer Wunsch, daß Gerechtigkeit werde, natürlich auch unlogisch. . . Aber wenn man am Ende doch auf solche Instinkte rekurrieren will, so kann man das auch schon vorher tun und sich diese ganze zynische Interpretation seiner Empfindungen ersparen.“ Mit starker Ironie weist er auf das Widerspruchsvolle in Nietzsches Verhalten hin, der erst noch um Wagners und Bayreuths willen „mit den Empfindungen, und zwar mit den allerunlogischsten Empfindungen, Himmel und Erde bewegen wollen“ und geschrieben hat, „wie man nicht schreiben soll, es sei denn am Abend vor dem himmlischen Jerusalem.“ Und er schließt die gefühlsstarke, abwehrende Auseinandersetzung mit einer Hoffnung, die ihn enttäuschen sollte: „Ich kann mit aller

Gewalt nicht glauben, daß Nietzsche bei solchen Ansichten bleiben werde, sondern über kurz oder lang kommt er ganz gewiß wieder und erzählt, er könne doch den Gedanken nicht loswerden, daß die Sicherheit und der Wert des menschlichen Herzens den des Verstandes, sei es auch der größte, noch um viele tausend Parasangen überrage, und daß Logik am Herzen ungeschickt sei wie die Meßlatte an der Kugel. Ich wenigstens habe an meinem nie gezweifelt; denn ob eine Empfindung an mir zieht oder mich trägt, das weiß ich im einzelnen Falle ganz genau, und wenn sie mich trägt, so lasse ich mich tragen und schikanriere sie nicht. — Und daß ich mich dabei nicht als Tier fühle, davor bewahren mich die Griechen, in die ich ganz und gar eingetaucht bin. . . .“ Baumgartner hat seinen ehemaligen Lehrer schlecht gekannt; er war da kein guter Psychologe, und so hat ihn auch seine Hoffnung getäuscht. Nietzsche ist den geraden Weg weiter gegangen und ist nicht zurückgekommen. Baumgartner aber hat fast vierzig Jahre später, am 25. Mai 1918, bei der Feier von Jacob Burckhardts hundertstem Geburtstag, so öffentlich wie nur möglich über seine Einstellung zu Nietzsche, über die er privatim nie ein Hehl gemacht hat, gesprochen. Indem er Nietzsche von Jacob Burckhardt zurückshob, verriet er seine eigene Distanz zu seinem frühern Lehrer und deren tiefsten Grund: „Als seit Ende der siebenziger Jahre, vorbereitet durch die Mommsensche historische Schule mit ihrer Verherrlichung alles Erfolges, von philosophischer Seite als reife Frucht desselben das Antichristevangelium verkündigt wurde von der Gewaltübung als Schöpfungswerk des Übermenschen und von der Verwerflichkeit des Mitleids als Hindernis dieses Schöpfungswerks, da ist Jacob Burckhardt von dieser Sekte beansprucht worden wie ein Vorläufer und Gesinnungsgenosse derselben, er, der doch von jeher in der Art, wie einst Niebuhr, seine Sympathie eher den Schwachen und vor der Gewalt Unterliegenden zugewendet gehabt, und

dem keine psychologische Tatsache sich schreckhafter eingepägt hatte als die, daß es gerade die Gelegenheit zur Machtübung sei, was das menschliche Herz am sichersten verderbe, und zwar von Kind auf schon, und daß das hauptsächlichste Heilmittel gegen diese Art von Erbsünde die Pflege der Fähigkeit zum Mitleid sei. . . . Zum Übermenschentum aber ist Jacob Burckhardts Verhältnis das der tiefsten Verfeindung gewesen, und er hat es gelegentlich im Gespräch schwer beklagt, auch nur zum Scheine in diese Gemeinschaft zu geraten, deren Lebensweisheit der Wahlspruch auf der Brustplatte des Bandenführers Werner von Urslingen sei . . . : „Feind Gottes, des Mitleids und der Barmherzigkeit.“

Wie sich in jenem Juni 1878 der junge Baumgartner zu Nietzsche eingestellt hatte, bedeutete seine Stellungnahme nur eine persönliche Ablehnung des damaligen Philosophen Nietzsche, keineswegs aber eine solche des dankbar verehrten Lehrers. Aber als Baumgartner — über den Studienweg von Jena und Tübingen — schließlich nach Basel heimkehrte (Sommer 1880), war Nietzsche nicht mehr da und er war gerade den Weg gegangen, auf dem ihm sein Schüler innerlich, geistig und ethisch nicht mehr folgen konnte. Gelegentliche Beziehungen haben wohl noch eine Zeitlang bestanden, aber offenbar nur durch das Mittel von Baumgartners Mutter.

Denn seit dem Frühjahr 1874 war auch Frau Marie Baumgartner-Röchlin mit Nietzsche in Verkehr getreten. Mittler war natürlich ihr Sohn gewesen. Sie war eine entschlossene, überzeugte Elsässerin, trotz oder gerade wegen des Siebziger Krieges, trotz ihrer formalen deutschen Staatsangehörigkeit; sie hatte, wie Nietzsche selbst mitteilt, in Sonetten und Schriften gegen die Annexion gekämpft, sie ist zeitlebens beim elsässischen Protest verharrt. Was sie trotzdem mit Nietzsche, dem Deutschen, verband, über alle aufrichtige und herzliche Dankbarkeit

für den verehrten Lehrer ihres Sohnes hinaus, das war des jungen Gelehrten so kritische Einstellung zur deutschen Kultur und zum deutschen Wesen jener Jahre, wie er sie nacheinander eindrucksvoll und nachhaltig darlegte und verkünden sollte in den vier „Unzeitgemäßen Betrachtungen“. Es mußte tief zu ihrem Herzen sprechen und ihrem Protest eine breitere Begründung verleihen, wenn Nietzsche auf der ersten Seite seiner ersten „Unzeitgemäßen“ (1873, David Friedrich Strauß) sein Thema also anschlägt: „Ein großer Sieg ist eine große Gefahr. Die menschliche Natur erträgt ihn schwerer als eine Niederlage; ja es scheint selbst leichter zu sein, einen solchen Sieg zu erringen, als ihn so zu ertragen, daß daraus keine schwere Niederlage entsteht. Von allen schlimmen Folgen aber, die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich drein zieht, ist vielleicht die schlimmste ein weitverbreiteter, ja allgemeiner Irrtum: der Irrtum der öffentlichen Meinung und aller öffentlich Meinenden, daß auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe. . . . Dieser Wahn ist höchst verderblich: nicht etwa, weil er ein Wahn ist. . . , sondern weil er imstande ist, unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Extirpation des deutschen Geistes zugunsten des „deutschen Reiches“. — Diese kulturkritische Einstellung zum militärisch und politisch siegreichen Deutschland ließ Raum für ein unbefangeneres Seltenlassen Frankreichs und eine hochwertige, unerschütterte Würdigung der französischen Kultur — die im Sinne Nietzsches nicht überwunden war. Auf diesem Boden fanden sich die elsässische Protestlerin und der deutsche Unzeitgemäße, und der ganze Enthusiasmus der Frau wird symbolisch deutlich, wenn ihr Sohn im September 1873 Nietzsche „zwei herrlich gebundene (Fuchten-Gold) Exemplare“ seiner Schriften bringen und um den Eintrag des Namens bitten mußte. Dabei befand sich sachgemäß auch die erste „Unzeitgemäße“. Baumgartners Mutter ward

dermaßen in den Bann einer solch kritischen Einstellung zur deutschen Kultur gezogen, daß sie sich anerbott, Nießsches Schriften ins Französische zu übersetzen; sie mochte dabei auch an ein Brückenschlagen zwischen der deutschen und französischen Kultur denken, an Orten und auf Pfeilern, wo dies damals möglich schien. So hat sie zunächst das dritte Stück der „Unzeitgemäßen“ „Schopenhauer als Erzieher“ vorgenommen. Sie war offenbar von dieser kritikerfüllten kulturellen Kampfschrift so ergriffen worden, daß sie dem Verfasser sofort geschrieben hatte; es war der erste Brief, den Nießsche über dies sein Buch erhielt und er fühlte sich ausgezeichnet und beglückt. Den Winter 1874/1875 hat sie, ständig beraten durch Nießsche, das Werk übersetzt; es mochte wegen der eigentümlichen, durchaus persönlichen Sprache ihres Verfassers nicht wenig Schwierigkeiten bieten. Die Übersetzung geriet wohl zu Ende. Aber es wurde Nießsches Freunden nicht möglich, dafür in Paris einen Verleger zu finden.

Nießsche hat Frau Baumgartner seit dem Frühjahr 1874 sehr oft in Lörrach draußen besucht; er hat seine Basler Freunde, Franz Overbeck und Heinrich Romundt, bei ihr eingeführt, seinen auswärtigen Freundeskreis brieflich und persönlich mit ihr bekanntgemacht; die Übersetzungsangelegenheit brachte die beiden Persönlichkeiten einander näher, so daß sich die Frau auch immer mehr mit Nießsches sonstigen Ansichten befreundete. Und Nießsche macht sie bald auch vertraut mit seinen Arbeiten, Plänen und Hoffnungen, zieht sie in das Interesse um Wagner und Bayreuth, fühlt sich überhaupt um sie herum betreut und geborgen. Als er ihr im Juli 1876 seine vierte „Unzeitgemäße“ schickte, „Richard Wagner in Bayreuth“, da machte sie sich sofort an deren Übersetzung heran, die auch seinen anerkanntesten Dank fand und tatsächlich bald erschien. Sie legte ihrerseits dem Philosophen ihre Gedichte vor — Gedankendichtung — die, wie Nießsches allerdings höflicher Bescheid verrät,

kaum seinen Beifall gefunden haben. Frau Baumgartner hat sich ihm, wie früher, so auch später noch unentwegt durch mancherlei Hilfe und Handreichung nützlich gemacht; sie hat als „zuverlässige, treue Seele“ seinen Dank erworben; die geistige Welt, die beide verband, wird etwa durch Namen wie Schopenhauer, Leopardi und Merimée umsteckt. Als Nießsche Basel endgültig verließ, ward der Briefwechsel noch weiter fortgeführt, mehr durch die Frau als durch den immer einsamer und kranker werdenden Philosophen. Er schickte ihr noch nach einander die „Morgenröthe“, die „Fröhliche Wissenschaft“ und, 1883, den „Zarathustra“. Mit diesem bedeutungsvollen Datum und mit dieser vertrauensvollen Geste nimmt der nachweisbare Verkehr zwischen beiden ein Ende.

Derjenige, der die Bekanntschaft zwischen ihnen vermittelt hatte, der junge Baumgartner, war unterdessen den Weg gegangen, den ihm Berater und Studien empfohlen. Im Herbst 1877 hatte er, wohl unter dem Einfluß Nießsches oder dessen Basler Bekannten, die Universität Jena bezogen, um vor allem bei Erwin Rohde zu studieren, dem eben im Aufstieg begriffenen, bedeutsamen, eigenartigen und eigenwilligen Philologen, der im Jahre vorher mit seinem Buch über den griechischen Roman seinen Ruf und sein Glück gemacht hatte. Er gehörte zu den frühesten und treuesten Freunden Nießsches; und dieser hat ihn seinem Schüler gegenüber als „den besten und tüchtigsten“ der jungen Philologen bezeichnet. Nicht daß der Student nur bei diesem seine Studien betrieben hätte; er hat in Jena auch den Sprachforscher Berthold Delbrück und den klassischen Philologen Moritz Schmidt gehört. Aber er begab sich vor allem vertrauensvoll und entschlossen in die Schulung Rohdes. „Der hat mich aufgenommen“, schreibt er (17. Februar 1878) an Burckhardt, „als ob er mich schon längst erwartet hätte und als ob es sich ganz von selbst verstünde, daß ich jetzt, nachdem ich in Basel die Richtung

auf ein bestimmtes Ende und die Art der Betrachtung der Dinge für mich festgestellt habe, nun noch zu ihm komme, um mich der eigentlichen Fachgelehrsamkeit zu überantworten. Und so hat er denn gleich damit begonnen, die süße Torheit, als ob ich überhaupt schon irgend etwas Erhebliches wisse, gründlich von mir abzutun. . .“ Baumgartner ließ sich durch diese Methode nicht abschrecken und hat sich tüchtig an den Laden gelegt. Und das damalige Urteil Rohdes über den Schüler seines Freundes lautet (15. Februar 1878): „Es ist ein sehr gutes Material in ihm, ein solches aber, das einer gründlichen Aus schmiedung noch dringend bedarf. . . Ich halte ihn nach Kräften im rein Philologischen fest; er muß das Haus von unten, und nicht vom Dach aus bauen — und es ist keine Gefahr, daß ihm der Geist und der Wille dabei abhanden komme, später sich höher aufzuschwingen.“ Baumgartner hat, wie er selbst spät rückblickend gesteht, in Jena, namentlich unter der streng fachmännischen Leitung Erwin Rohdes, zwei besonders fruchtbare Semester verbracht, und es war ihm im Sommer 1878 bei Rohde noch so wohl (ohne an ein frühes Examen zu denken), daß er diese Schule gar nicht so bald abbrechen mochte. Burckhardt hatte gefürchtet, er möchte sich von den Sprachvergleichern (wohl Delbrück) fangen lassen. Nein, Baumgartner hatte nicht im Sinn, „alle verschiedenen Quicklaute von Barbarenvölkern“ zu studieren. Hingegen erklärte er: „Grammatik studiere ich aus Leibeskraften, aber bloß lateinische und griechische. . . Aber wo das Griechische aufhört, da ist für mich Wüste oder gefrorenes Meer. . .“ Statt dessen umriß er — im selben Brief — als fernen Zukunftsplan und einstige Lebensarbeit eine „Archaeologia animae Graecae“, was offenbar eine Anregung Rohdes war, die der Meister aber dann selbst später verwirklicht hat in seiner „Psyche“.

Als Rohde im Herbst 1878 an die Tübinger Universität zog, folgte ihm auch Baumgartner dahin.

Hier aber hat sich nun Baumgartners innerste Neigung und Begabung geklärt. Er wechselte wieder zur Geschichte hinüber, ins Feld seiner ursprünglichen Neigung und Begabung. Zum reinen Philologen und Literaturhistoriker mochte ihm ein Doppeltes fehlen: das eigentliche linguistische und sprachgeschichtliche Verständnis; und die hiefür wünschbare Musikalität ging ihm ebenso ab wie ein ursprünglicher ästhetischer Sinn für das Literarische. Er bog also von jener ästhetisch-philologischen und pathetisch unterlegten Welt von Nietzsche und Rohde endgültig ab. Sein eigentlicher und endgültiger Lehrer, zu dem er sich zeitlebens als Schüler bekannte, wurde Alfred von Gutschmid, Professor für alte Geschichte an der schwäbischen Hochschule. Von Gutschmid hatte seit Beginn seiner wissenschaftlichen und universitären Laufbahn in breiter und tiefer Front, mit staunenswerter Gelehrsamkeit, mit ausgebreitetem Wissen und hervorragender Sprachbegabung die alte Geschichte in Forschung und Lehre gepflegt, und zwar in ihrem vollen geographischen und zeitlichen Begriff: Aegypten, alter Orient, griechische und römische Geschichte, Judentum, vorderasiatische vor- und nachchristliche Kultur und Religion, Ursprung des Christentums, antike Historiographie. Es sind dies besonders jene Gebiete, von denen auch Baumgartner vor allem erfaßt worden und von denen er später nie mehr losgekommen ist, bis in die Examina hinein, die er abnahm. Insbesondere geht auf von Gutschmids Einfluß zweifellos Baumgartners baldige Zuwendung zur armenischen Geschichte und Literatur zurück; hat jener doch selbst noch eine epochemachende Studie über den armenischen Historiker Moses von Choren veröffentlicht, ein Problem, das dann sein Schüler aufgreifen sollte. Die gelehrte, positive, der Philosophie abgeneigte, den Realien zugewandte, ferner die weltoffene und lebendige Art des Lehrers, vielleicht auch dessen oppositionelle Einstellung zur Bismarckischen Politik, all das mochte Baumgartner stark

an diesen seinen letzten und endgültigen Lehrer binden. Unter von Gutschmids Leitung hat Baumgartner denn auch sein geschichtliches und klassisch-philologisches Studium im Juli 1879 abgeschlossen mit einer Dissertation „Über die Quellen des Cassius Dio für die ältere römische Geschichte“ und mit dem Prädikat „summa cum laude“. Die Dissertation verrät eine ausgezeichnete quellenkritische Fähigkeit, großen philologischen Scharfsinn und ward in ihrem Ergebnis hochbewertet.

Der junge Doktor blieb noch ein weiteres Jahr in Tübingen. Er bereitete sich auf die Habilitation vor, und zugleich begann er, sich mit dem Studium der armenischen Sprache und Literatur zu befassen. Er studierte zu diesem Zwecke bei Professor Felix Himpel, dem Ordinarius für alttestamentliche (katholische) Exegese und für orientalische Sprachen, der neben seinem Hauptfache insbesondere das Armenische pflegte. Für die Einführung in dies Spezialgebiet waren Baumgartner auch zwei Armenier nützlich geworden, die sich damals in Tübingen für Lehrerstellen an der Sanassarianerschule von Erzerum vorbereiteten.

Unter den Tübinger Lehrern nennt Baumgartner noch Bernhard Rugler, den Sohn des Kunsthistorikers Franz Rugler, des Berliner Lehrers und Freundes von Jacob Burckhardt. Der jüngere Rugler hat bekanntlich besonders das Zeitalter der Kreuzzüge gepflegt. Dieselbe Epoche und ihre Quellen wurden, wie man weiß, auch ein bevorzugtes Lehrgebiet Baumgartners.

Überblickt man den Studiengang des jungen Gelehrten, so charakterisiert sich dieser ganz wesentlich als vorwaltende Pflege der klassischen Philologie, und das zweckbewußte Geschichtsstudium hat erst in den letzten Semestern eingesetzt. Aber damals bildete die Altertumswissenschaft überhaupt noch eine größere Einheit, und die Umstellung auf die alte Geschichte vollzog sich infolgedessen sehr leicht. Die jahrelangen, strengen und konzentrierten philologischen

Studien ergaben ihm ein bewundernswert solides und umfassendes Rüstzeug für eine Historie, die vor allem auf den Quellen aufbaute. Er ist im Lateinischen und vor allem im Griechischen sein Leben lang sattelfest geblieben, er kannte die Griechen, ihre Geschichtschreiber und Geschichte von den frühen Zeiten über die hellenische Welt hinaus bis in die Spätzeit von Byzanz herab. Zu alledem war er vertraut geworden mit der Orientalistik und besonders mit dem Armenischen.

III.

So reich ausgerüstet, kehrte er im Sommer 1880 nach Basel zurück. Es war ihm, den Vielseitigkeit, saubere kritische Methode und umfassende Arbeitskraft empfahlen, ein Leichtes, die Erlaubnis zur Dozentur zu erwerben auf Grund einer nie gedruckten Habilitationschrift über „die Dynastie des Osroes“, ein Kapitel aus der vorderasiatisch-armenischen Geschichte. Die Historiker Jacob Burckhardt und Wilhelm Vischer führten ihn ein. Die Habilitation fand im Juni 1881 statt und die Venia lautete auf alte Geschichte und Historiographie. Im September 1881 hielt er seine Habilitationsrede über „Die Chronik des Eusebius“. Das Vorlesungsgebiet des ersten Jahrzehnts beschränkte sich durchaus auf die Geschichte des alten Orients, auf griechische und römische Geschichte. Nur langsam haben sich nennenswerte Lehrerfolge eingestellt — er las parallele Gebiete zu Jacob Burckhardt und war dadurch gehemmt — und so hat er auch auf Grund vorübergehender Tätigkeit an der Universitätsbibliothek — 1883 — die bibliothekarische Laufbahn erwogen.

Er benutzte aber die größere Muße, die ihm jetzt noch beschieden war — unter anderm dadurch, daß etwa die Vorlesungen nicht zustande kamen —, um seine armenischen Studien zu verfolgen. So hat er denn unter drei Malen

— im Spätwinter 1884/85 und im Frühjahr 1886 und noch später, 1894, — längere Studienaufenthalte auf der Insel San Lazzaro bei Venedig gemacht und sie ergänzt durch einen Besuch der Nationalbibliothek in Paris in eben demselben Frühjahr 1886; er ist auch mit dem französischen Armenienforscher Carrière in Beziehung getreten. Dort, auf San Lazzaro, ist ja der Sitz, das Kloster der Mechitaristen, wie sich eine armenische Mönchskongregation der römisch-katholischen Kirche nennt, eine geistliche Korporation, die sich seit zwei Jahrhunderten bewußt gesuchte und große Verdienste erworben hat um die wissenschaftliche Neubelebung der armenischen Kirche. Dieses mechitaristische Zentrum beherbergt eine bedeutsame Sammlung armenischer Handschriften. Den Zugang zur Universität verdankte er der Empfehlung von Professor Himpel. Dort betrieb er nun groß angelegte Studien über den armenischen Gelehrten und Geschichtschreiber Moses von Choren, dessen Werke und Datierung vor allem sehr umstritten waren. Er bereitete eine Neuausgabe vor, mit Berücksichtigung des gesamten Handschriftenmaterials — er rechnete mit etwa 60 Manuskripten, wovon die Hälfte in Asien —, in armenisch-lateinischem Text, mit vollständigem historischem und philologischem Kommentar; er schlug die Arbeit auf zehn Jahre an, wovon drei in Asien zu verbringen wären. Diese Neuausgabe von Moses armenischer Geschichte ist nicht zustande gekommen. Die armenischen Studien haben ihren publizistischen Niederschlag zunächst in zwei Abhandlungen gefunden, in einer selbständig erschienenen vernichtenden Rezension einer armenischen Chrestomathie (M. Lauer, Wien 1881), und in einem Aufsatz in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft von 1886: „Über das Buch ‚die Thrie‘“. Es war dies eine höchst gelehrte und scharfsinnige Arbeit voll lauter neuen Tatsachen, die den Beweis erbrachten, daß die Rhetorik der frühen Armenier eine Entlehnung aus den spätern griechischen Rhetorikern

sei. Er war damit — zweifellos im durchaus gewahrten Zusammenhang mit seinem zentralen Studienobjekt — etwas abseits geraten; aber er hoffte — und mit Recht — durch diese Spezialarbeit, die sich freilich vielseitig — klassisch-philologisch, armenisch und historisch — verwerten ließ, in stärkere wissenschaftliche Sicht zu kommen. Den Ertrag seiner armenischen Studien hat Baumgartner schließlich noch teilweise der neuen Bearbeitung von Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft zugute kommen lassen, in der er in einer ganzen Reihe von Artikeln über Armeniens Geschichte und Geographie berichtete.

Die Gründe, warum Baumgartner seine armenischen Studien nicht vollendet hat, können nur erschlossen werden. An sich war der Vorwurf, den er angepackt hat, mächtig groß und in jeder äußerlichen Beziehung anspruchsvoll. Außerdem fiel gerade in die nächsten Jahre eine ungemeine Erweiterung seines Lehr- und Forschungsgebietes; es ward ihm der Lehrstuhl für Weltgeschichte anvertraut, und dessen Vernehmung verlangte zunächst eine jahrelange Konzentration auf historische Gebiete, die er bis dahin offenbar nur während der Studienzeit und nur nebenher betrieben hatte. Und er besaß den Drang und den Ehrgeiz, diese seine Weltgeschichte — also vorwiegend noch Mittelalter und Neuzeit — aus den Quellen zu erschaffen. So mußten die *Armeniaca* zunächst zurückgeschoben werden, und sind dann überhaupt aufgegeben worden. Hatte es sich gerächt, daß er doch das Reich der Hellenen verlassen und hatte sich gerade das Armenische als „Wüste oder gefrorenes Meer“ ausgewirkt?

Die akademische Stellung Baumgartners hat sich nun in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre zusehends verbessert. Freilich, als Jacob Burckhardt auf Ende des Sommersemesters 1886 von der Geschichtsprofessur zurücktrat, um nur noch Kunstgeschichte zu lesen, fiel er für die Nach-

folge noch außer Betracht. Burckhardt hatte zunächst Heinrich Gelzer, seit 1878 ordentlicher Professor für klassische Philologie und alte Geschichte in Jena, vorgeschlagen, und als dieser ablehnte, setzte sich an der Fakultät eine Richtung durch, die in dem Sinne eine Modernisierung des geschichtlichen Faches anstrebte, daß zukünftig auch der durch die Sickelsche und Waigsche Schule begründete urkundliche Lehrbetrieb an der Fakultät berücksichtigt werden sollte. Man wollte, um mit Burckhardt selbst zu reden, einen „Urkundio“. Das war nun eben Baumgartner nicht eigentlich. Ja, es gereichte ihm förmlich zum Nachteil, daß er „ganz Armenier geworden“ war und sich nicht auf eine Nachfolge Burckhardts auf breiterer Grundlage eingerichtet hatte. Da die Tendenz der Fakultät mittelbar wie eine Kritik an der bisherigen Methode aussehete, hat sich offenbar Burckhardt für alles weitere zunächst selbst ausgeschaltet. So wurde denn, auf Empfehlung des Semitologen Albert Socin in Tübingen, im Juni 1886 berufen Julius von Pflugk-Hartung, außerordentlicher Professor der Geschichte in Tübingen. Nun las Pflugk-Hartung in den sechs Semestern seiner Basler Wirksamkeit nur einmal (Winter-Semester 1887/1888) und nur in sehr kleinem Abschnitt über alte Geschichte, verlegte dafür das Schwergewicht auf das Mittelalter, die neuere und neueste Zeit, ja er las über das damals noch recht verfängliche Gebiet des Krieges von 1870/1871. Damit blieb Raum und breitere Existenzmöglichkeit für einen, der die alte Geschichte betreute. Dementsprechend ward dem Privatdozenten Baumgartner von den Behörden im März 1887 ein Lehrauftrag für ergänzende Tätigkeit im Fache Geschichte erteilt. Pflugk aber muß bald durch unangenehme Seiten seines Wesens, die sich auch in seiner Stellung an der Fakultät auswirkten, starke persönliche Antipathien herausgefordert haben, nicht zuletzt bei Jacob Burckhardt. Und der, dem die Pflege der antiken Geschichte stets ein höchstes Bildungsanliegen ge-

wesen ist, hat sich nun auch der Sache dieser wichtigen Disziplin und damit auch der personellen Sache Baumgartners angenommen und im Mai 1888 offiziell die Anregung gemacht, es möchte der Verserher der alten Geschichte ins Extraordinariat erhoben werden. Die Angelegenheit blieb vorläufig auf sich beruhen, bis sie dann im Frühjahr 1889 von der Kuratel aufgenommen wurde. Auf zwei ausnehmend günstige Gutachten Jacob Burckhardts und Jacob Wackernagels hin — Pflugk schloß sich durch vorgeschobene formalistische Schwierigkeiten selbst aus der Begutachtung aus, hat sich überhaupt gegenüber jüngeren Kollegen mißgünstig erwiesen und sich so böse bloßgestellt — wurde nun Baumgartner am 22. Juni 1889 zum außerordentlichen Professor ernannt. Wenn er dann schon drei Vierteljahre später gar den damals einzigen Lehrstuhl für Geschichte erhielt, so geschah dies im Gefolge von Umständen, die in der Geschichte der Basler Universität zu den dramatischen gehören und die in Zusammenhang stehen mit dem berüchtigten Wohlgemuthhandel und der Affäre von Professor von Pflugk-Hartung, die gerade in den Wochen ihren Anfang nahm, als Baumgartner ins Extraordinariat vorrückte.

Der Wohlgemuthhandel war bekanntlich im April 1889 entstanden als eine Auswirkung der Sozialistenverfolgungen des spätbismarckischen Deutschland, da flüchtige deutsche Sozialisten auf Schweizerboden ein Asyl gesucht hatten; nachdem sie hier in die völkerrechtlich gebotenen Schranken zurückgewiesen worden waren, hatte Bismarck trotz alledem durch Agenten und Spizel in der Schweiz arbeiten lassen, von denen einer, eben der Polizeiinspektor Wohlgemuth in Mülhausen, so täppisch vorging, daß er seine Regierung arg kompromittierte. Der Handel hat dann zu einer überaus starken Spannung zwischen beiden Regierungen geführt, und besonders in der Schweiz, und mit Recht, eine starke Erregung hervorgerufen. Das hat aber

den ausgesprochen nationalistisch eingestellten Basler Geschichtsprofessor Julius von Pflugk-Harttung — er war an sich schon etwas verständnislos gegenüber schweizerischen Dingen — nicht gehindert, in den Streit einzugreifen. Er hat im Juni den „Hamburger Korrespondenten“ mit nicht gezeichneten Einsendungen bedient, die in ihrem Gehalt und Urteil weit über die Reserve hinausgingen, die einem Deutschen in amtlicher Stelle in der Schweiz geboten war. Die Verfasserschaft Pflugks wurde aber ruchbar. An der öffentlichen Entlarvung des Verfassers beteiligte sich vor allem der Redaktor der damals freisinnigen „Basler Nachrichten“, Stephan Born, ein alter achtundvierziger Flüchtling, zugleich außerordentlicher Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Universität. Ein mächtiger Sturm der Entrüstung und viel Aufregung kam Ende Juni und anfangs Juli über Stadt und Hochschule. Pflugk, an sich schon aus persönlichen Gründen sehr unbeliebt und isoliert, wurde nun vollends preisgegeben und ward unmöglich. Im Benehmen mit den Behörden verließ er Basel. Der Lehrstuhl der Geschichte wurde verwaist; unter den nächsten Anwärtern schied Heinrich Boos, damals außerordentlicher Professor, aus, schon weil er nicht in der Lage gewesen wäre, antike Geschichte zu lesen. In jenen allgemeineren Zusammenhängen, in einer eigenartig günstigen Verkettung der Umstände und der Zeit, ward denn Adolf Baumgartner, dem geborenen Elsäßer, seit Herbst 1888 Schweizer, dem Sohn einer elsässischen Protestlerin, im Februar 1890 die Basler Geschichtspröfessur übertragen. Jacob Burckhardt stand hinter ihm; seine erfolgreiche und eindruckliche Lehrtätigkeit empfahlen ihn, er hatte sich durch Vorträge auch in der Öffentlichkeit vorteilhaft eingeführt.

Im April 1891 wurden ihm Titel und Rechte eines ordentlichen Professors übertragen; für das Jahr 1898 und 1899 versah er das Abteilungs- und Fakultäts-Dekanat; im

Jahre 1902 bekleidete er das Rektorat, während zwei Jahren (1904 und 1905) amtierte er als Schreiber der Regenz. Seine Rektoratsrede vom 14. November 1902 handelte „Über das Verdienst der Griechen überhaupt und des Ephorus insbesondere um die Ausbildung der Universalgeschichtsschreibung“.

Er hat sich außer der Universität nicht sonderlich in Anspruch nehmen lassen. Er war von 1903 bis zu seinem Tode Mitglied der Kommission des historischen Museums, eine Stellung und Tätigkeit, die ihm bei seinem ausgesprochenen Sinn für die Realien sehr zusagte; er hat auch in dieser seiner Eigenschaft die Gemmenammlung des Museums bestimmt und katalogisiert. Außerdem gehörte er von 1904 bis 1926 der Inspektion der Realschule an.

Er hat sich aber auch von Zeit zu Zeit einem weitem akademisch interessierten Publikum vorgestellt in den Aulavorträgen. Sie beschlugen zumeist das Gebiet der alten und der östlichen Geschichte, befaßten sich mit Vorliebe mit großen Gestalten, die Anlaß boten zu eigenwilligen Verrechnungen mit scheinbar gefestigten historischen Werturteilen, mit einem Caesar, mit Augustus, Trajan, Julian Apostata, Justinian. Außer diese Persönlichkeiten und die griechische Geschichtsschreibung berührten seine Vorträge etwa noch die französische Geschichte; so behandelte er die Figur Ludwigs IX., des Heiligen, für den er viel Wärme und Verständnis aufbrachte, sprach über einen Henri quatre, den er nicht, wie sonst landläufig, hoch einschätzte und an dem er die menschliche Unbekümmertheit und gelegentliche Grausamkeit rügte. Diese Vorträge haben insgesamt sehr eindruckliche Erinnerungen hinterlassen: sie waren, äußerlich und innerlich, zugleich straff und geschmeidig aufgebaut, scharf herausgearbeitet, elegant stilisiert, die Charakterisierung war ebenso knapp wie treffend, das Urteil entschieden und stark ethisch, und sein Sinn für das Schicksalsmäßige in Zeit und Menschen verlieh seinen Darstellungen eine eigentümliche Stimmung.

VI.

Baumgartner hat allmählich und umsichtig den Aufbau der Weltgeschichte auf der vorhandenen orientalischantiken Grundlage unternommen und den Bau bis ins Zeitalter Napoleons hinaufgeführt, in wahrhaft universalem Begriff, ohne sich irgendwie in eine nationalgeschichtliche Einengung und Auffassung zu verlieren. Die großen Akzente kamen auf die Völkerwanderungszeit, auf das Karolingerreich und das Hochmittelalter zu liegen; er hat aber aus innerer Neigung heraus und entsprechend seiner bisherigen wissenschaftlichen Tätigkeit, wie übrigens ein Ranke und Burckhardt, das historische Blickfeld auch für die mittelalterliche Geschichte des Orients weit offen gehalten. Er hat sich, wohl mehr aus Gründen der Lehrbereichsabgrenzung gegenüber andern Dozenten als aus irgend welchem Vorurteil, aus dem Spätmittelalter und der Reformation bald zurückgezogen und seine übliche Darstellung erst wieder mit der Gegenreformation aufgenommen und in die Anfänge der neuesten Zeit hinabgeführt. Auch diese wahrhaft weiten Gebiete der mittelalterlichen und neueren Geschichte hat er wiederum auf Grund umfassender und eingehendster Quellenstudien selbständig gepflegt, und auch hier, wie in der Antike, eignete er sich eine geradezu stupende Quellenbeherrschung an. „Er war von einer ungeheuren Belesenheit“, urteilt August Rüegg in seiner so lebendigen Charakterisierung des Gelehrten, „ein Polyhistor im vollsten Sinne des Wortes und hatte für entlegenes, charakteristisches Detail einen besondern Spürsinn und ein besonders scharfes Gedächtnis. Nicht nur kannte er die wichtigen historischen Quellenwerke des alten Orients, Griechenlands und Roms, der Völkerwanderungszeit, des byzantinischen Reiches und Armeniens, des mohammedanischen und abendländischen Mittelalters und der modernen Zeit aus eigener gründlicher Lektüre fast auswendig, sondern auch in den Hilfswissen-

schaften, besonders in der Numismatik, Chronologie und Diplomatie war er enorm bewandert.“

Die Vorlesungen, inhaltlich außerordentlich sauber ausgearbeitet, stilistisch durchgefeilt, dargeboten in einer manchmal fast eigenwillig knappen Sprache, waren stark auf das Tatsächliche eingestellt, ohne je mit belanglosen Einzelheiten belastet zu sein. Das Ganze ward in einer gescheiten, überlegenen Art vorgetragen, voller Geist, Pointen und Ironie, mit stark persönlicher Prägung, deren wesentliches Charakteristikum eine unbeirrbar kritische Einstellung gegenüber Institutionen und Persönlichkeiten war. In überaus anschaulicher, bildhaft treffender Weise charakterisiert August Rüegg seinen ehemaligen Lehrer als Dozenten:

„Man kann sich kaum etwas Anregenderes und Geistvolleres denken als Baumgartners Vorlesungen. Da funkte und sprühte es nur so von Intelligenz. Sie waren aufs feinste stilisiert und wurden mit seiner hohen, feinen Stimme fast frauenhaft elegant vorgetragen. Es eignete ihm eine Mischung von voltairischer Grazie der ironisch-skeptischen Gesinnung und von taciteischer Prägnanz der medizanten Formulierung. Mit unerbittlicher, fast unheimlicher Schärfe ging er allen Götzen der Theorie, des nationalistischen Heroenkultes und der romanhaft arbeitenden Phantasie zu Leibe. Weder die landläufigen Bilder Cäsars und Napoleons, noch die der deutschen Kaiser und Friedrichs des Großen, keine idealistische und keine naturalistische Geschichtstheorie hielten seiner dämonischen Kritik stand. Er legte sie alle wie Bäume hin, ohne lange Beweisführung oder rhetorische Entrüstung; ein Zitat, eine Brieffstelle, eine kurze Anekdote genügte, und es war getan. Man erzählt sich vom französischen Flieger Bourjade, der kürzlich als Missionar in Neu-Guinea starb, daß er sich im Weltkrieg infolge einer besondern, fast ästhetischen Abneigung gegen die Fesselballons der Deutschen eine Spezialität

daraus machte, auf diese Ungetüme zu fahnden und sie abzustechen. Ähnlich machte sich Baumgartner einen eigentlichen Sport daraus und wurde zu einem eigentlichen Virtuosen im Torpedieren luftgeschwellter Wülste theoretischer Schulgelehrsamkeit oder nationalistischer Verhimmelung. Er konnte sie nicht leiden. Sie reizten ihn. Und er amüsierte sich und die Zuhörer mit der Eleganz ihrer Erdolchung. In solchen Augenblicken bekam seine Stimme etwas Melodiöses, fast Gemütliches, und die Hakennase und das noch aggressivere Rinn seines scharfen Profils senkten sich fast liebevoll auf seinen Text hinunter.“

Es mochte seine anspruchsvolle Art des Vortrages nicht allen Studenten entsprechen. Seine ironische Haltung mochte manchmal allzu temperamentvoll gesteigert sein; das Bedürfnis, überall einen eigenen oder, gegenüber den Auffassungen anderer, einen vorbehaltsvollen Standpunkt einzunehmen, mochte dann und wann wie Manier aussehen; die spöttische Laune, die Skepsis gegenüber aller landläufigen, irgendwie offiziellen, irgendwie sakrosankten Geschichtsauffassung mochte manchmal als allzu präsent erscheinen. Aber man mußte immer wieder erfahren, daß hinter dieser verwegen kritischen Haltung ein unbestechlicher Wahrheitstrieb steckte, ein ganz primäres Selbstständigkeitsbedürfnis und ein entschlossener Wille, die Studenten für geschichtliche Wahrheit empfänglich zu machen, kurz, eine hohe Auffassung vom Beruf des Historikers im Verhältnis zur Vergangenheit und zur Gegenwart, wo er sich mit aller Macht dagegen sperrte, die geschichtliche Tatsächlichkeit durch irgendwelche politische und weltanschauliche Befangenheit oder Absichtlichkeit verzerren und mißbrauchen zu lassen.

Sein Gebiet war fast ausschließlich das der politischen Geschichte. Wohl war er in der Kulturgeschichte mannigfach zu Hause, wie er sich immer wieder verriet. Aber für die eigentliche kulturgeschichtliche Darstellung ging ihm die

hiefür nötige Kraft zum Zusammenschauen und -gestalten ab. Er war auf Analyse und Urteil eingestellt, war voller Kritik.

In seiner entschlossen kritischen Haltung unterstützte ihn ein unbestechlicher, fast unheimlicher Realismus und Positivismus, der sich nur höchst ungern in Allgemeinheiten verlor. Er mied, schlicht und nüchtern, wie er war, Konstruktionen und philosophische Gedankengänge. „Bei ihm dominierte“, wie ein später Schüler, Hans Georg Wackernagel, richtig und gut formuliert, „die allgemein menschliche Einstellung durchaus.“ Im übrigen war sein Realismus von einem starken menschlichen Pessimismus durchdrungen. Gewiß, mit seinen psychologischen und charakterologischen Auffassungen mochte man manchmal nicht einiggehen. Auch machte seine Psychologie gelegentlich einen allzu rationalistischen und typisierenden Eindruck, und das mochte seine Urteile und Auffassungen schwächen. Man hat mit Recht das starke Relativierungsbedürfnis Baumgartners hervorgehoben gegenüber allen als solche abgestempelten geschichtlichen Größen, vor allem den großen führenden Persönlichkeiten und den geschichtlichen „Helden“. Diese Haltung erklärt sich aber nicht nur durch eine kritische und ironische Einstellung schlechtthin. Vielmehr: aus einer eher pessimistischen Welt- und Menschenauffassung heraus, aus einer tief sitzenden weichen, gefühlsbedingten und mitleidsfähigen Art besaß er auch das Bedürfnis, den Unterlegenen, den Schwachen, den von der Massenmeinung an die Wand Gedrückten, den Beiseitegeschobenen und den Regern gerecht zu werden. Man darf vielleicht nicht von einem Mangel an Sinn für den Heroismus und für geschichtliche Größe sprechen. Seine hier vorhandenen Abstriche resultierten wohl mehr aus der ständigen Frage danach, welche tatsächlichen und intellektuellen Opfer einer geschichtlichen „Größe“ gebracht werden mußten, damit sie Größe wurde. Von hier aus begreift es sich, daß er auch dem „Größen“-

begriff eines Nietzsche, der doch wahrhaft nicht landläufig war, durchaus ablehnend gegenüberstand.

Aus einem solchen, mannigfach negativ wirkenden Verhalten gegenüber der geschichtlichen Welt brachte er gewiß kein Pathos auf und sich um eine durchschlagende Wirkung. Das Ethos zur Wahrheit besaß er in hohem Maße, aber dessen formale Mittel waren nicht wuchtig. Und da er zur Freiheit und Selbständigkeit erzog, so war ihm, bei allen hohen Ansprüchen an die Studenten, die Bildung einer Schule versagt, auch wenn er sie gewollt hätte; das war aber nicht der Fall. Er hat die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmende stoffliche und weltanschauliche Verengung des Geschichtsbildes nicht mitgemacht, wie sie aus nationalistischen, demokratischen und politischen Gründen überhaupt eintrat. Er hat sich sehr bewußt ablehnend eingestellt gegenüber der deutschen Geschichtschreibung, soweit sie sich mittelbar oder unmittelbar durch die postulierte oder durchgeführte Reichsgründung beeinflussen ließ; er hat gegen die durch das Werk und die Persönlichkeit Bismarcks geförderte machtsstaatliche Auffassung Einspruch erhoben und fast systematisch mit Gegenurteilen aufgewartet. Von hier aus gelangte er auch zu einer sehr kritischen Einstellung zu den Hohenzollern und — zeitlebens! — zu allem Kulturkämpfertum. Er war überhaupt gegen Gewalt, Gewalttätigkeit und Unterdrückung, ob sie ihm nun in Geschichte oder Leben entgegentrat, sehr empfindlich und protestierte. In all diesen und andern Dingen war er wahrhaft nicht zeitgemäß, was übrigens in der Nachbarschaft eines Burckhardt, Nietzsche und Overbeck nicht verwundern kann.

Zu alledem war er gründlich „unzünftig“, reihte sich nicht ein in die kollektive, gegenseitig fördernde, gemeinsam aufbauende akademisch-publizistische Forschungsarbeit; er ließ sich nicht spezialisieren, auf bestimmte Fragen beschränken, ging vielmehr seine universonalen Wege weiter

und hat nur noch wenig publiziert: einen Vortrag „Zur Geschichte und Literatur der griechischen Sternbilder“ (1904), weil, wie man erfährt, ein paar Zeitungsreferate ihm Dinge zugeschrieben hätten, für die er die Verantwortung nicht hatte auf sich nehmen wollen.

Er war auch keine kämpferische Natur. Er wich dem Händel und aktiven Austrag aus, sagte seine Sache an seinem Ort — auf dem Katheder, zu seinem Auditorium — und ging seines Weges. Vielleicht liegt in dieser Scheu vor dem Kampf, die beherrschend in ihm lag — trotz scheinbar entgegenstehenden Zeichen, die sich aber wie Verkrampfungen ausnehmen, — die eine Erklärung für die Nichtbeteiligung an der Forschung als einer Sache des publizistischen Austrags. Er ist ein Merkwürdiges um sein wissenschaftliches Schicksal, soweit er sich eingestellt hatte auf öffentliches Geltendmachen eigener Forschung: von den größten bekannten Plänen — einer Archäologie der griechischen Seele und der Ausgabe des Moses von Choren — hat er sich — nur publizistisch! — zurückgezogen auf so entlegene Gebiete wie die armenische Rhetorik und die griechische Astronomie. Es kam mehr und mehr eine Art scheue Zurückhaltung über ihn, wie sie schon im Wesen seines Vaters lag, wie sie blutmäßig dem väterlichen Geschlechte offenbar eigen war.

Und dann, eine geistig-philosophische, oder wenn man auch will, eine stimmungsmäßige Hemmung! Man erinnert sich der Rede, die er im August 1897 im Namen der Universität am offenen Grabe Jacob Burckhardts sprach. Da hat er diesem in hohen und ergreifenden Worten alle sich aufdrängende Gerechtigkeit gezollt: die menschliche Weite, die ethische Arbeitsgesinnung, die geistige und künstlerische Größe, die Treue zu seiner Vaterstadt. Dabei hat er aber etwas ausgesprochen, das offenbar alle jene heftig aufgerufen hat, die in Burckhardts Gedanken und Werk ein Unvergängliches verehrten: „Die meisten seiner Altersgenossen sind ihm längst im Tode vorangegangen;

wenige Jahrzehnte werden nur vergehen, so wird auch die Schar derer sich schon zu lichten beginnen, die seine jüngeren Kollegen und Schüler gewesen sind; ein Nachglanz von dem, was er bis vor kurzem uns noch gewesen, wird dann noch fortleuchten aus seinen Werken; dann werden auch neben diesen jüngere Werke aufschließen und sie überwachsen, das dauernd Gewonnene aus ihnen aufnehmen und weiterführen und das Unvollkommene ersetzen durch gewissere Forschung, wie sie die Teilung der Arbeit mit sich bringt; und bis das kommende Jahrhundert sich wiederum zum Ende neigt, werden selbst Burdhardts Zeitalter Konstantins und die Kultur der Renaissance und sein Cicerone nur den Fachgelehrten noch bewußt und diesen nur noch Titel sein. Aber für jetzt liegen jene Zeiten uns noch fern, in denen einst auch Burdhardts Name teilnehmen wird an dem ewigen Schicksal der Vergänglichkeit alles Gelehrtentums . . .“ Eine solche pessimistische Grundstimmung konnte wohl auch geeignet sein, ihn am schaffenden Gestalten, an der wissenschaftlich-publizistischen Produktion zu verhindern, innern Auftrieb und Schwung zu lähmen und ihn gebannt zu halten im Rahmen der persönlichen Betrachtung und Erörterung, wobei er das wissenschaftliche Raisonement mit sich selbst zu Ende zu führen hatte.

Und ein Drittes kam hinzu: seine Vielseitigkeit!

Denn er war auch darin unglücklich, daß es ihn nicht in der Historie allein litt. Zeit seines Lebens behagte es ihm nicht in der Ausschließlichkeit des engen Fach- und Stubengelehrten. Er hat vielmehr sich auf das intensivste mit den Naturwissenschaften, mit Physik, mit Astronomie, mit deren Geschichte und mit Medizin abgegeben, was ein Ausfluß seines engen Verhältnisses zur Natur und seiner frühen Vertrautheit mit industrieller Mechanik, was schließlich nur ein erneuter Durchbruch seiner ursprünglichen Neigungen und ihr unbefangenes Seltenlassen war. In der Natur, als Erscheinung und als Erkenntnisproblem,

war er so heimisch, daß man sich etwa fragen mochte, ob er nicht seinen Beruf verfehlt habe. Auch diese Universalität der Bildung, die Baumgartner noch aufrecht zu erhalten vermochte, mußte natürlich einer wissenschaftlich-historischen Produktivität hemmend im Wege stehen. Es steht niemandem zu, mit ihm darüber zu rechten und die Frage aufzuwerfen, auf welchem Wege das größere geistige Glück lag. Er hat nach seinem Sinn gewählt und sich selbstherrlich der geistigen und der natürlichen Welt bemächtigt.

Seine liebste und häufigste Erholung fand der bis zu seinem Ende rastlos tätige Geist in der freien Natur. Das Schänzli vor St. Jakob draußen, die schöne grüne baumbestandene Birsniederung, der weite blaue, bergeumlagerte Horizont waren ihm ans Herz gewachsen. Der sonnige Tüllingerhügel, wo er für Jahrzehnte seinen Sommersitz aufgeschlagen hatte, war ihm ein Stück Jugend und Heimat. Dort, mit seinen Reben, mit eigenen Früchten und selbst gekeltertem Wein, hat er offene und heitere Gastfreundschaft geübt, für Kollegen und Studenten. Dort droben hatte er sich auch ein kleines astronomisches Observatorium gebaut. —

Wenn man fragen will, wo über alle individuelle Begabung hinaus die Urtheimat dieses Geistes lag und wie er sich selbst historisch-psychologisch darbot, so möchte man es vielleicht so fassen: nach blutmäßiger Abstammung war er Elsässer; er ist Deutscher geworden durch politisches Schicksal, und Basler und Schweizer aus freiem Entschluß, um Stellung und Staatszugehörigkeit in Einklang zu bringen; gewohnt hat er aber ein halbes Jahrhundert auf basellandschaftlichem Boden. Im Grunde war und blieb er, ohne darüber ein Wort zu verlieren, losgelöst von allen staatlichen, nationalen und öffentlichen Bindungen. Er war und blieb Privatmann. Er hatte im Grunde keinen Staat zur Heimat, sondern nur eine Landschaft, den weiten Oberrhein. Er war dazu in der Nähe von Unzeitgemäßen

geistig gewachsen, in Basel, und hier war Unzeitgemäßheit damals das hohe geistige Klima. In diesem Unzeitgemäßen war auch ein mächtiges Stück Protestlertum. Auch Baumgartner war von ihm ergriffen, und es trat bei ihm in allen formalen Verkleidungen auf. Das Protestlertum ist ihm, dem geborenen Elsässer, sogar schicksalhaft schon im Blute gelegen. Er hat diese Erbschaft von seiner Mutter übernommen und hat sie bis zuletzt gehegt. In Basel hat sich sein Protestlertum vergeistigt und in die Universalhistorie geflüchtet, in jenem Basel, das einen der größten Protestler des 19. Jahrhunderts geboren hat, Jacob Burckhardt. Unter ihm geistig zu reifen, bei ihm zu lernen und neben ihm zu lehren, war eine hohe Gunst seines Lebens gewesen.